

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 4

Artikel: Aberglaube und Wahn
Autor: Wyrsh, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ABERGLAUBE UND WAHN

Von Jakob Wyrsch

Aberglaube und Wahn sind zwei Worte, die man so leicht hin nebeneinanderstellt, und doch haben sie — um den Schluß dieses Aufsatzes gleich an den Anfang zu stellen — miteinander nichts zu tun, ja sie bezeichnen etwas geradezu Entgegengesetztes.

Was ist Aberglaube? Hört man die Frage, so meint man, man könne die Antwort nur so aus dem Handgelenk hinwerfen; denn wir sind uns ja alle sofort im klaren, wann etwas, das wir und andere tun oder lassen, aus abergläubischen Gründen geschieht. Aber man versuche nun in einem Satz zu sagen, was der Aberglaube begrifflich ist! Ich fürchte, keiner von uns könnte dies, selbst wenn wir uns Bedenkzeit ausbedingen und nicht aus dem Handgelenk reden. Und wir müssen uns ob dieses Unvermögens nicht einmal schämen; denn schlagen wir die Bücher auf, so werden wir auch nicht eines Bessern belehrt.

Fragen wir den Dänen *Alfred Lehmann*, der um 1900 herum ein dickes Buch «Aberglaube und Zauberei» schrieb, das dann, übersetzt, mehrfach neu aufgelegt wurde und weit verbreitet war: «Aberglaube ist jede allgemeine Annahme, die entweder keine Berechtigung in einer bestimmten Religion hat oder im Widerstreit steht mit der wissenschaftlichen Auffassung einer bestimmten Zeit von der Natur». Das hört sich ganz wohl an, aber ist nun nach diesem Satz die Astrologie heutzutage ein Aberglaube oder nicht? Je nachdem, an wen wir uns wenden, werden wir ganz verschiedene Antworten erhalten.

Oder suchen wir die Definition in dem vielbändigen «Handbuch des deutschen Aberglaubens». Da belehrt uns *Eduard Hoffmann-Krayer*, also auch einer, der sich seiner Lebtage mit diesen Dingen beschäftigt hat: «Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich unerklärter Kräfte, soweit dieser nicht in der Religionslehre selbst begründet ist.» Er bemerkt aber selbst, der Satz sei nicht befriedigend, und tatsächlich, wie viele Wirkungen erleben und sehen wir täglich, von denen wir nicht genau wissen, von was sie eigentlich Wirkungen sind, von denen wir nur wissen, wie die Vorgänge verlaufen. Sind also, zwei ganz verschiedene Beispiele, Elektrizität und Hypnose darum Aberglaube?

Kurz, den Begriff Aberglaube wird man nicht so leicht mit einem runden Satz umschreiben können. Und dabei handelt es sich doch um ein alteingesessenes deutsches Wort. Im 12. Jahrhundert, also lange vor der Gründung der Eidgenossenschaft, kommt es in einer Randnote zum «Hohen Lied» zum erstenmal vor, und sogar dem alemannischen Sprachkreis gehört es vermutlich an wie andere ähnliche Wortbildungen, zum Beispiel Aberlist, Aberwitz!

Fragen wir uns aber, welche Meinungen oder Wahrnehmungen oder Handlungen abergläubisch seien, dann wird die Sache sofort anders. Darüber sind wir uns sofort im klaren: der Bauer, der an Stelle des gebrochenen Beins seiner Ziege ein ungebrochenes Stuhlbein verbindet und davon Heilung am unverbundenen Bein seines Tiers erwartet, ist abergläubisch. Desgleichen ist es die Hausfrau, die zum Pflanzen ihrer Bohnen den Bonifaziustag auswählt, weil die Alliteration so verheißungsvoll zusammenklingt. Wer seine Warze am Finger bespricht, damit sie verschwinde, ist es ebenfalls — trotzdem, nebenbei gesagt, die Warze gelegentlich dann tatsächlich sich in Nichts auflöst. Wer ein Astloch in seiner Bretterbude verstopft, damit das Toggeli nicht ein- und ausschlüpfen kann, wer das Bild seines vermeintlichen oder wirklichen Feindes mit der Nadel durchbohrt, um ihn in Wirklichkeit zu verletzen, wer die Irrlichter als arme Seelen erkennt, wer sein Unglück einer Behexung zuschreibt und noch viel anderes mehr, was jeder aus Sagen und aus Volksgebräuchen ergänzen mag, alle diese Meinungen und Handlungen sind abergläubisch.

Aber lassen wir die Sagen und Gebräuche; denn wenn wir in diesem Zusammenhang von ihnen sprechen, geschieht es meist mit dem überheblichen Bewußtsein, wir hätten es doch viel weiter gebracht. Haben wir dies wirklich? Ach, nur die Formen haben sich gewandelt. Aber noch immer spukt die Zahl 13 in unsern aufgeklärten Städten und in den Korridoren unserer berühmtesten Hotels. Der Freitag ist auch bei gebildeten Leuten ein unheilverheißender Tag. Der Automobilist will nicht auf seine Maskotte, richtig gesagt, auf das Amulett verzichten. Der Engländer hat sein touch wood und springt, bevor er den Schragen besteigt, verzweifelt im Operationssaal herum, wo ihm anstatt des ersehnten Stückes Holz immer nur Glas und Stahl und Kacheln entgegenstarren. Der Skifahrer will, daß man ihm Hals- und Beinbruch wünscht. Der Schauspieler vergißt in der Aufregung vor der Premiere auf keinen Fall sein Toi-toi. Und nun sage ich etwas beinahe Unverschämtes, aber ich kann es nicht unterdrücken: der ungeheure Zulauf, den die allgemeinverständlichen psychologischen Vorträge heutzutage finden, ist nicht nur ein Anzeichen der psychologischen Wißbegier, sondern

dahinter versteckt sich oft die stille Hoffnung, aus den Handlinien, aus der Form des Gesichts, aus der Schrift, aus irgendeinem Test seinen Mitmenschen mit einem Schlage, so wie er ist, nackt und bloß, erkennen zu lernen und damit gleichsam in die Hand zu bekommen und zu beherrschen in ähnlicher Weise, wie primitivere Leute ihre Feinde selbst in der Hand zu haben glauben, wenn sie ein Bild von ihnen besitzen — also ein nicht so recht bewußter oder nicht eingestandener Aberglaube. Und steckt vielleicht nicht hinter dem altmodischen und so wissenschaftsfreundlichen Sprichwort: «Wissen ist Macht», ein Stückchen Aberglaube? Wissen ist nämlich Wissen und nichts anderes, und es kann bloß einem, der schon mächtig ist, dienlich sein, daß er auch etwas weiß.

Was sticht nun aus diesen wahllos herausgegriffenen Beispielen, die sich noch ins Unzählige vermehren ließen, als Gemeinsames hervor? Eine Definition wollen wir nicht mehr versuchen, aber es scheint mir, etwas fällt an diesen abergläubischen Meinungen doch durchwegs auf, was im religiösen Glauben auf der einen Seite und im wissenschaftlichen Erkennen auf der andern Seite anders ist. Es ist die objektive Allmacht, welche vom Abergläubischen den Zeichen, den Zahlen, den Worten, den Gesten, bestimmten Räumen oder bestimmten Zeiten zugeschrieben wird. In der Religion haben die Zeichen zwar auch einen Sinn, aber nicht an sich und für sich, sondern weil sie Symbol sind für etwas, das sie übersteigt, nämlich das Transzendente. Sie versinnbilden das Göttliche oder das Heilige oder das Teuflische, und darum sind sie dem Gläubigen nicht gleichgültig. Aber von sich aus haben sie keine Macht. Erst wenn man einen religiösen Gehalt intendiert, wird das gleichseitige Dreieck bedeutungsvoll und zum Sinnbild der Dreifaltigkeit, und zwei rechtwinklig übereinandergelegte gerade Linien werden zum Kreuz. Aber wenn dieser religiöse Gehalt nicht intendiert wird, dann sind sie sofort sinnentleert und bloße geometrische Gebilde. Dann sind sie das, was die Zahl, die Zeit, das Wort, der Raum für die Wissenschaft sind, nämlich Orientierungsmerkmale, Fixpunkte einer homogenen Zeit und eines homogenen Raumes ohne jede auch nur sinnbildliche Kraft, leere Worte, flatus vocis, bloßes Lautgeklänge, zur gegenseitigen Verständigung nach Uebereinkunft geschaffen.

Aber der Abergläubische kennt nicht bloß Symbole und Orientierungsmerkmale. Die Dreizehn ist nicht ein Sinnbild des Unglücks, sondern sie ist die Unglückszahl, also das Unglück selbst. Wenn ich den Namen weiß oder gar ein Bild des Feindes in meinen Händen habe, so habe ich nicht ein Wortgeklänge und ein Abbild kennengelernt, sondern im Namen und im Bild habe ich meinen Feind selbst in der Hand, und mag er auch leiblich stundenweit entfernt

sein. Die Maskotte im Auto ist kein Sinnbild für gute Fahrt, sondern sie macht, sie verbürgt die gute Fahrt. Das Wort, die Zahl, der Tag, die Geste haben eine objektive Gewalt im Guten und im Bösen, für Nähe und für Ferne, für das Jetzt und für die Zukunft, wenn es nur das richtige Wort, die richtige Zahl, der richtige Tag, die richtige Geste ist. In allem Aberglauben treffen wir immer wieder, bald offen und bald versteckt, auf diese magischen oder zauberischen Gewalten, die in den Dingen selbst, das Wort im weitesten Sinne verstanden, liegen; denn behexen oder bezaubern kann ja nur, wer das rechte Wort oder die rechte Geste kennt.

Geschieht es vielleicht darum, daß der Aberglaube so beliebt und verbreitet ist, weil wir so gerne den geduldigen Dingen zuschieben, was wir als Wunsch oder auch als Schuld in uns tragen? Die Antwort wollen wir noch etwas aufsparen, denn was vom Wahn zu sagen ist, wird uns zu dieser Frage zurückführen. Nur das eine wollen wir festhalten, daß der Aberglaube verbreitet ist, ja daß er eine allgemein menschliche Verhaltensweise darstellt. Ach, es hilft uns gar nichts, daß wir auf die sogenannten Primitiven und auf die Eingeborenen ferner Länder mit ihrem plumpen und offen zur Schau getragenen Aberglauben und Zauberglauben hochmütig herabsehen. Wir müssen uns und unsere Gewohnheiten, unsere Hoffnungen und Befürchtungen nur genau ins Auge fassen, und dann werden wir sehen, daß auch wir Ahnungen haben, auf Vorbedeutungen achten, Sicherungen treffen, die nichts mit Religion und nichts mit Naturwissenschaft zu tun haben, sondern ganz einfach abergläubische Anwandlungen sind. Freilich, wir tun es spielerisch, wir tarnen es hinter Selbstironie, wir machen uns selber darüber lustig. Aber wir tun es doch, und wer behauptet, daß er gar keine solchen Anwandlungen habe, von dem darf man ruhig vermuten, daß er sich selbst schlecht kenne.

Zu schämen brauchen wir uns deswegen nicht, denn — und nun stelle ich eine Behauptung auf, bei der man sich vielleicht fragt, ob ich selbst nicht ganz gescheit sei — gerade dieses bißchen Aberglaube, das wir verschämt mit uns herumtragen, dieses bißchen Aberglaube, zu dem wir auch noch fähig sind, ist ein Anzeichen dafür, daß es mit unserer geistigen Gesundheit nicht so ganz schlimm bestellt ist. Denn wer vor Aberglauben gefeit ist, ist zwar nicht der Geisteskranke schlechthin, denn wir müßten da sehr vieles auseinanderhalten, aber sicher ist zum Aberglauben nicht mehr fähig, wer im Wahne lebt. Der Wahnkranke ist völlig vorurteilslos für alles, was nach bloßem Aberglauben aussieht. Darüber hat mich eine Kranke selbst belehrt. An einem regnerischen Sonntagnachmittag, wo es auch in Irrenanstalten langweilig zu sein pflegt, machte ich so im

Vorbegehen auf einer Abteilung zum Jux mit einem herumliegenden Ring einige Pendelversuche. Selbstverständlich war der Pendel gehorsam und zeigte alles an, was ich wollte, so daß ein Teil der Zuschauer höchst erbaut war. Aber eine Kranke, die völlig in einer wahnhaft verfälschten Welt lebt, in einer Welt voll geheimer Einflüsse und unsichtbarer Mächte, brach in schallendes Gelächter aus und rief: «Aber Sie sind jetzt dumm! Dies ist doch ganz gewöhnlicher Aberglaube!»

Nun wird man selbstverständlich viele Einwände gegen das zuletzt Gesagte bereithalten. Eine Anzahl der Einwände rührt wohl daher, daß Aberglaube und Wahn begrifflich nicht auseinandergehalten werden, und diese Vermengung ist verzeihlich, hat man doch jahrhundertlang immer vom Hexenwahn gesprochen, anstatt, wie es begrifflich richtig wäre, vom Hexenaberglauben. Diese Einwände erledigen sich dann von selbst, wenn wir auf die lebensgeschichtliche Bedeutung des Wahns zu sprechen kommen. Schwerer wiegen die andern Einwürfe, die von sachverständiger Seite erfolgen dürften, daß nämlich im Wahninhalt auch viele abergläubische Meinungen und Praktiken erscheinen würden.

Zweifellos kommt dies vor, aber immerhin nicht so häufig, wie man meinen könnte. Freilich gibt es unter den spätern Geisteskranken auch abergläubische Leute, und in frühern Jahrzehnten habe ich es noch erlebt, daß gelegentlich ein Kranker den «Geistlichen Schild», jenes verworrene Büchlein aus Reutlingen, das in holder Mischung harmlose Gebete und Zaubersprüche enthielt, mit in die Anstalt brachte. Heute geschieht dies nicht mehr, aber dafür haben sich dann die entsprechenden Patienten in gesunden Tagen mit Astrologie, mit Chiromantie, mit Phrenologie, und leider ach, mit falsch verstandener Psychologie abgegeben. Allein sie sind angesichts der weiten Verbreitung des Aberglaubens selten. Und gehen wir von der entgegengesetzten Seite aus und nehmen wir die drei Bände zur Hand, in denen der Altdorfer Spitalpfarrer *Josef Müller* in mehr als tausendsechshundert Erzählungen und Varianten alle möglichen abergläubischen Meinungen und Geschichten so getreulich seinen Gewährsmännern dem Munde nacherzählt, so daß man diese Gewährsmänner, Mann oder Weib, alt oder jung, gescheit oder dumm, schlau oder einfältig, geschult oder ungeschult, leibhaftig vor sich zu sehen glaubt — in diesen drei Bänden habe ich keine Erzählung gefunden, bei der ich hätte sagen können: dies ist nun ein Wahnkranker, dies ist ein wahnhaftes Erlebnis.

Hören wir aber jene Wahnkranken, bei denen Abergläubisches in den Wahn eingebettet ist, so vernehmen wir etwa von einem jungen Mädchen aus einer abgelegenen Gegend, wo der Hexenaberglaube

offenbar noch lebendig ist, es sei behext. Damit meint es aber nicht das gleiche, was der landläufige Aberglaube unter dem Behextsein versteht, sondern es meint jenen uneinfühlbaren schizophrenen Zustand, in dem der Kranke sich nicht mehr als Herr über seine Wahrnehmungen, über sein Denken, sein Fühlen erlebt, sondern wo es in ihm denkt, fühlt und ihn treibt — also einen Zustand, den andere Patienten gerne mit Bestrahltsein oder Hypnotisiertsein zu bezeichnen und verständlich zu machen suchen. Und fragt man es, von wem es denn behext sei, so weiß es nichts mehr zu sagen, und sucht sogar den Grund dafür in seinen Sünden — es war zwar keine große Sünderin, aber einigen Grund zu Gewissensbissen hatte es schon, wie wir alle —, und wegen dieser Sünden wird es nun bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen. Damit sind wir ganz aus dem Umkreis des Hexenaberglaubens herausgeraten. Das Wörtchen behext mußte also nur herhalten, weil die Kranke in ihrer Sprachnot keinen Ausdruck für den eigenartigen schizophrenen Erlebniszustand zur Verfügung hatte. Es spielt also hier fast die gleiche Rolle, wie wenn wir uns mit der Tücke des Objekts ablagen und schimpfen, es sei doch wie verhext.

Oder ein anderes Beispiel, wo der Aberglaube schon eine größere Rolle spielt. Ein Arbeiter fühlt sich auch wie hypnotisiert oder sogar wie verhext — beides seine eigenen Ausdrücke —, und aus verschiedenen Aeüßerungen weiß er auch, woher das etwa kommen könnte, nämlich von einer Nachbarsfamilie, und diese Familie kann es nur darum, weil sie etwas besitzt, was selten ist, was ein profaner Mensch nur vom Hörensagen kennt, nämlich das sechste Buch Moses. Also am Ende vielleicht bloßer Aberglauben und keine Geisteskrankheit? Aber fragen wir weiter, so ist zu vernehmen, daß es eigentlich nicht die Familie als solche ist, von der die Beeinflussung ausgeht, sondern es ist die Frau, und vor ihr hat er einmal, als sie beide in früherer Zeit gemeinsam arbeiteten und die Frau ihn nun anredete, so ein eigentümliches Angstgefühl verspürt, und später hat er aus irgendwelchen Sätzen, die jene Frau äußerte, allerlei herausgehört, und dann gab es bald einmal richtige Stimmen und alle Erlebnisse schlossen sich nun zum Wahn zusammen und erst *nachträglich* hat unser Kranker sich dann auf den Volksaberglauben vom sechsten Buch Moses besonnen, und als echtes Kind des kausalitätsbedürftigen 20. Jahrhunderts findet er nun darin die Ursache seines Beeinflussungswahns, wie andere Patienten sie in der Elektrizität, in den Erdstrahlen oder im Radio finden.

Oder ein drittes Beispiel: wenn ein Handlanger, ein kinderloser Witwer, der allein in einem Zimmer eines städtischen Mietshauses wohnt und in einem Alter steht, in dem ihn niemand mehr gerne

anstellt, uns erzählt, er habe sechs Zauberbuchstaben herausgefunden: F S E A B D, die ersten zwei von schwächerer, die letzten vier von stärkerer Gewalt, und wenn er diese Buchstaben vor sich hersage, so könne er machen, daß einer, der im Wirtshaus gerade ein Glas Wein zum Munde führen will, es nicht kann; das Glas wird ihm weggezogen. Und noch mehr, er kann Leute bannen, kann sie «b'stellen», wenn er sich mit dem Rücken gegen sie aufstellt und die sechs Buchstaben spricht. Ist dies nicht einfach Aberglauben, eine animistische Zauberei? Aber auch hier erfahren wir noch vieles dazu, wenn wir geduldig fragen: nur *er* hat die Macht mit diesen sechs Buchstaben, andere haben sie nicht. Er hat dies herausgefunden, wie er auch anderes erfunden hat, zum Beispiel ein Mikrophon, das zu ihm spricht und ihm verrät, wo überall in den Voralpen noch Kohle verborgen ist, und sogar Gold gibt es dort und vor allem das gefährliche Meersalz, das dann ins Gras und in die Frucht aus dem Boden heraufsteigt und damit in die Nahrung kommt und Mensch und Tier vergiftet und Ursache aller Krankheiten ist. Und verheiraten kann er sich durchs Mikrophon, nicht nur mit einer, sondern mit jeder, mit der er will, er braucht nicht zu werben, er muß nur «Treu und Eid» sagen, und dann hat er sie. Dies alles kann und hört unser ältlicher Handlanger, um den sich niemand mehr kümmert, dem es zeitlebens hunds miserabel gegangen ist, dem Frau und Kinder weggestorben sind und dem man es sehr übel verdacht hat, wenn er gelegentlich Trost im Glase suchte. Dies alles kann und hört er, aber nur er und niemand anders, und damit bringt ihm der Wahn zurück — der Aberglaube liefert bloß einen Teil der Requisiten —, was ihm das Leben versagt hat.

So ist es bei unsern Wahnkranken in der Schweiz, und zwar zu Stadt und zu Lande. Und bei unsern Nachbarn im deutschen Sprachgebiet ist es nicht anders. Die Schwarzwälder gelten seit jeher als besonders abergläubisch, und es gibt dort auch Gegenden und Täler, wo dies begreiflich ist. Nun hat der vor kurzem verstorbene *Kurt Beringer* in Freiburg i. Br. einmal bei seinen Kranken nach den Formen des Aberglaubens im Schwarzwald gesucht. In ganz ähnlicher Weise wie hierzulande stößt er auf animistischen Aberglauben, besonders Hexen und Bannen, während magische Gesten — ich folge hier den von *Eduard Renner* herausgearbeiteten Begriffen — seltener zu sein scheinen, seltener als hier, wo wir sie doch gelegentlich finden. Doch alles ist bloßes Requisit und Schablone und macht nicht den Wahn aus.

Aber mit all den Beispielen, die ich erzählte, ist ja noch nicht dargestellt, wieso denn zwischen Aberglaube und Wahn ein grundsätzlicher Unterschied sein soll, sondern bisher wissen wir nur, daß

abergläubische Meinungen im Wahn selten sind und nur als feststehende Schablonen zum Ausbau des Wahns etwa benützt werden. Aber wieso haben diese abergläubischen Meinungen innerhalb des Wahns nicht die gleiche Bedeutung, wie innerhalb des geistesgesunden Seelenlebens? Anstatt nun gleich mit theoretischen Ableitungen und Erwägungen zu beginnen, sei wiederum zuerst die Frage am lebenden Modell überprüft. Aber diesmal können wir nicht mehr, wie bis anhin, uns mit kurzen Beispielen behelfen, sondern nun muß ich weiter ausholen und um Aufmerksamkeit gleich für eine ganze Krankengeschichte bitten.

Es handelt sich um eine Patientin aus städtischen Verhältnissen, die etwa Mitte der vierziger Lebensjahre erkrankt ist. Ihr Vater war ein ehrgeiziger Politiker, der nach Art vieler egoistischer Streber die Familie vernachlässigte und nach dem frühen Tod seiner Frau ganz einfach die Kinder ins Waisenhaus brachte und selbst ins Ausland verschwand. Unsere Patientin war intelligent, hübsch und ehrgeizig; sie liebte es, zu schwärmen; las viel zusammen und versuchte sich selbst in Versen, die, nebenbei gesagt, zwar keine große Kunst, aber besser als viele andere, auch gedruckte, waren. Es gingen aber von Anfang an nicht alle Hoffnungen in Erfüllung. Der erste Geliebte fiel im Ersten Weltkrieg. Sie heiratete dann später einen Bäcker, und das erste Geschäft ging zwar gut, denn sie verstand sich auch darauf, aber der ungeschickte Mann verkaufte es eines Tages, ohne sich mit ihr zu beraten, und erwarb, wieder ohne ihr Wissen, an einem andern Ort ein größeres Haus und Geschäft. Es kam, wie unsere Patientin es voraussah: das Geschäft ging schlecht, die Ersparnisse gingen drauf, der Niedergang war da, es kam zum Konkurs, in der Familie herrschte Streit, es verging kein Tag ohne Tränen. Der Mann mußte handlangern gehen und wurde nun auch reizbar und ließ sich gehen und schlug etwa die Frau, so daß unsere Patientin einmal sogar zusammen mit den Kindern in den Tod gehen wollte. Sie raffte sich dann aber doch wieder auf und strebte nun darnach, selbst durch eine Tätigkeit das Geld zum Unterhalt ihrer Familie zu erwerben. Und nun — dies ist ein wichtiger Punkt ihrer Lebensgeschichte — fiel ihr Blick auf das Inserat eines Astrologen, und damit glaubte sie ihren Beruf gefunden zu haben — nicht ihre Berufung, der Unterschied ist wichtig. Sie ließ sich selbst ein Horoskop stellen, das ihr große Ehren und machtvollen Aufstieg verhieß; sie machte nun sogenannte «geistige Studien» und trat auch mit einem deutschen Doktor in Verbindung, dessen Name nicht genannt sei, obwohl er inzwischen wohl gestorben sein dürfte, einem Doktor, der in schöner Unbestimmtheit zwischen Philosophie, Psychologie, Mystik und Medizin schwebte, seine

Anhängerschaft hatte und Bücher schrieb und Talismane verkaufte. Bald war auch unsere Patientin soweit, daß sie an ihre Wohnungstüre eine Visitenkarte heftete: «Flora Magdalena X., Metaphysik», und nun erteilte sie Sprechstunden als Wahrsagerin, Ehe- und Berufsberaterin, sie deutete Handlinien, stellte Horoskope und verfaßte sogenannte «organische Seelenpiegel», das heißt eine Art Charakterbeurteilungen, und sie behandelte auch Kranke und verkaufte ihnen die Talismane — es waren dies Anhänger aus Messing und buntem Glas —, die sie der größeren Wirksamkeit wegen schwarz aus Deutschland über die Grenze schmuggelte.

Jetzt erschien natürlich die Polizei auf dem Plan, denn sie hatte sich gegen das Medizinalgesetz und gegen die Zollvorschriften vergangen, und nun kam es zur gerichtlichen Untersuchung. Aber unsere Kranke ging keineswegs in sich, sondern wurde erst recht selbstüberheblich, schrieb ein Buch: «Das Werk zum goldenen Werk», trieb regelrechte Verschwendung, und ganz besonders bombardierte sie den Doktor in Deutschland mit Briefen und Telegrammen, worin sie sich ihm als Frau antrug, ja bereits sich als mit ihm verheiratet erklärte und mit seinem Namen unterschrieb, ungeachtet der Doktor, ohne allen Pomp der Weltweisheit, sondern nun schlicht bürgerlich, ihr begreiflich zu machen suchte, er sei doch viel zu alt, zudem schon verheiratet und so sei es gar nicht gemeint.

Eines Tages verschwand unsere Flora Magdalena, und kurze Zeit später wurde sie in eine deutsche städtische Klinik eingewiesen, weil sie als Zechprellerin im besten dortigen Hotel verhaftet worden war, und weil die Polizei sofort klar darüber war, daß sie es mit einer Geisteskranken zu tun hatte. In der Tat nannte und unterschrieb sie sich nun nicht bloß als Frau des deutschen Doktors, sie hörte auch die Stimme Gottes. Sie erklärte, sie habe den «Weltberuf», alle Geisteskranken, Blinden und Operierten zu heilen; sie nannte sich den Hitler der Schweiz — Hitler war damals noch ein verhältnismäßig harmloser Name — und hatte vor, demnächst die Führung der Eidgenossenschaft zu übernehmen. Kurz, es bestand kein Zweifel daran, daß sie halluzinierte und völlig im Größenwahn befangen war. Sie wurde dann in die Schweiz und in die Anstalt ihres Heimatkantons heimgeschafft und ist hier viele Jahre geblieben. Anfänglich behielt sie die Größenideen bei, unterschrieb sich sogar zeitweise noch mit dem Namen des deutschen Doktors, und vernahm aus dem Radio und aus der Zeitung allerlei Prophezeiungen politischer Art, die sich auf sie bezogen. Schon weniger, eigentlich mehr aus Rechthaberei, hielt sie daran fest, daß der Talisman eine heilende Wirkung habe. Mit den Jahren trat, wie es bei solchen Kranken etwa geht, der Wahn mehr und mehr in den

Hintergrund, und endlich konnte sie zu ihrem Mann, von dem sie übrigens geschieden worden war — aber er wollte sie trotzdem wieder —, zurückkehren, und seither habe ich nichts mehr von ihr gehört, was ich als günstiges Zeichen auslege.

Was geht in dieser Geschichte vor? Eine Frau, die dank ihrer Begabung und ihrem Streben ein besseres Los verdient hätte, verfällt in ihrer Not zuerst auf den Aberglauben — nicht den Volks- aberglauben, sondern den Aberglauben der Gebildeten und Halbgebildeten —, sie nützt ihn aus zum Gelderwerb, glaubt allerdings selbst auch daran. Vielleicht verfällt sie auch nur darauf, weil die beginnende Erkrankung sich in der Hinwendung zu dieser abergläubischen Heiltätigkeit bereits meldet. Aber die Erhebung über die trostlose Misere, in der sie und die Familie war, bringt erst der Wahn; in ihm erst wird sie entrückt, hört die Stimme Gottes, ist die Frau eines andern, erhält die Aufgabe, die Schweiz zu führen, und was wir noch gehört haben. Zugleich mit dieser Erhebung löst sie sich auch aus der Gemeinschaft, aus ihrer bisherigen Mitwelt, an der sie teilgenommen hat, und lebt nun in ihrer eigenen Welt, die uns andern unzugänglich ist. Solange sie nur abergläubisch war und mit Talismanen hantierte, wurde sie von den andern verstanden, sowohl von jenen, die bei ihr Hilfe suchten, wie von der Polizei, die sie als Kurpfuscherin und Betrügerin vor den Richter brachte. Jetzt aber ist sie allein, für sich und ohne Beziehung zur Mitwelt; sie ist wahnsinnig und verrückt — im wörtlichen Sinne verstanden.

Klar und in die Augen springend zeigt sich also, was *Alfred Storch* schon vor Jahrzehnten gesagt: «Der Aberglaube ist ein soziologisches, der Wahn ein individuelles Gebilde. Der Aberglaube kann von vielen, von ganzen Völkern geteilt werden, der Wahn aber wird von niemandem geteilt; er gehört immer nur einem Einzigen, weil er immer nur aus dem Wahnbedürfnis eines Einzigen entsteht.»

Und gerade, weil es so ist, kommt noch ein zweites hinzu, was auch aus diesem Beispiel, das ich so ausführlich und allzu ausführlich darlegte, hervorgeht. Das Abergläubische ist eine Verhaltensweise; man hat sie oder hat sie nicht. Man weiß darum, daß man sie hat, und ebenso häufig weiß man nicht darum. Man hat sie in dieser oder jener Form, als Konvention, als Gewohnheit, die einem einfach anhängt, als Technik seines Benehmens, wenn man vor immer ähnlich wiederkehrende Entscheidungen gestellt ist, als eine Ansicht, die sich in bestimmten Situationen immer wieder meldet, kurz als eine Weise des Verhaltens, wie wir auch andere anerzogene, erlernte oder durch Uebung erworbene Weisen kennen, um regelrecht und unangefochten durch den Alltag und schließlich durch das Leben zu kommen und dabei uns selbst nicht ändern zu müssen.

Der Wahn aber ist ein lebensgeschichtliches Ereignis. Er bringt etwas Neues ins Leben des Wahnkranken, oder er zeigt an, daß die Umwandlung bereits stattgefunden hat. Gleichgültig, ob es sich um Größenwahn oder Versündigungswahn, um Verfolgungswahn oder Liebeswahn oder was immer handelt, immer ist der Inhalt des Wahns hingeordnet auf die Person des Wahnkranken, und nur auf sie; denn in seiner Person und in seiner Welt ist dieser Kranke verändert, und wie er diese Veränderung ausdeutet, zeigt eben der Wahn an, um ein Wort von *Hans Kunz* hier einzuflechten. Dies sehen wir sogar bei den am leichtesten verständlichen wahnhaften Ideen. Die Versündigungsideen und Selbstvorwürfe des Melancholischen sind ja nur die Ausdeutung seiner schwermütigen Verstimmung, für die er sonst keinen Grund weiß. Ebenso sehr zeigt sich dies bei der Wahnarbeit, mit der etwa ein zusammenhängendes Wahnsystem aus allerlei Anzeichen, aus zufälligen Worten, aus zufälligen Begegnungen, aus zufälligen Vorkommnissen gefolgert, erdeutet und kombiniert wird, bis es unerschütterlich gewiß ist. Aber auch für jenes krankhafte Geschehen, an dem so vieles undurchsichtig ist, daß wir es nur beschreiben, aber nicht in seiner Wurzel erfassen können, im Wahneinfall und in der Wahnwahrnehmung, trifft dies zu, wie *Kurt Schneider* die beiden Erscheinungen scharfsinnig auseinanderhält. Darf ich für jedes von beiden auch wieder ein Beispiel bringen, das mir Patienten erzählt haben? Ein wackerer Bauernsohn, der sich schon einige Jahre mit einem Liebeswahn herumgeschlagen hatte und deswegen sogar einige Male in die Anstalt gekommen war, fühlt sich getrieben, eine Sitzung unserer eidgenössischen Räte im Bundeshaus zu besuchen. Es ist ihm eigentümlich zumute, so als ob etwas bevorstünde. Die Herren Räte scheinen ihm alle so freundlich und entgegenkommend. In einem Korridor begegnet er Herrn Bundesrat Minger, damals noch im Amt, und wie es sich schickt, grüßt er ihn, und, wie es sich ebenfalls schickt, erwidert der Herr Bundesrat den Gruß. Und wie er weitergeht, weiß er nun plötzlich — also ein Wahneinfall: es ist mir bestimmt, hier selbst als Bundesrat einzuziehen und in diesen schwierigen Jahren zum Rechten zu sehen und das Glück des Landes herbeizuführen. Und nun tritt in den Hintergrund, was bisher sein Verhalten gelenkt hat, nämlich die wahnhafte Liebe zu dem Mädchen, und fortan lebt der Mann in jedem freien Augenblick seiner wahnhaften politischen Berufung, und dies hat ihn später dazu geführt, daß er von der Tribüne des Nationalratssaales eine Rede zu halten begann und seine Flugschriften in den Saal hinunterwarf.

Und die Wahnwahrnehmung? Ein anderer junger Mann, ein Antiquar, spintisiert schon seit Tagen in seinen Räumen herum, liest

mystische und magische Bücher, stellt seine Antiquitäten, die ihm niemand abkauft, in symbolischer Weise zusammen, und lebt in der Erwartung von etwas Ungeheuerlichem. Und eines Nachts erwacht er ob einer Stimme, die ihm zuruft: «Oeffne!» er öffnet das Fenster, schaut zum Sternenhimmel empor und ein Stern fällt ihm durch seinen hellen Glanz auf, und gleichzeitig nimmt er wahr: dies ist das neue Licht, ein neues Weltzeitalter beginnt. Und nun ist auf einmal die Unrast und die Unsicherheit, die ihn bedrückte, weg, er ist ihr entrückt — auch wieder dieses berüchtigte Wort, das als Schimpfwort gilt und eigentlich ein ausgezeichnete Fachausdruck ist —, er ist im Wahn erlöst und befreit.

So ist es also beim Wahneinfall und bei der Wahnwahrnehmung, und *erklären*, wieso hier der seelische Vorgang ausgerechnet in einem Wahngelbilde sich auskristallisieren muß, können wir nicht. Wir können es ebensowenig, wie wir umgekehrt *verstehen* können, daß das Wasser bei Null Grad in Eiskristalle übergehen muß. Die Physik hat eine Erklärung für das letztere bereit. Beim Wahn aber verstehen wir, wieso aus Erlebnissen der beginnenden Schizophrenie, wo die Existenz als geistige Person in Frage gestellt ist, wieso aus der beglückenden oder ängstigenden Wahnstimmung heraus der Wahn Inhalt und Form gewinnen *kann*, nicht muß, und was für eine Bedeutung er für die Existenz des Kranken hat.

Man soll bei diesem Wort, das mir da in die Feder geflossen ist, ja nicht etwa an Existenzphilosophie denken. Der alte *Hagen* hat 1870, also zu einer Zeit, wo nicht einmal Nietzsche eine einzige größere Schrift verfaßt hatte, schon bemerkt, der Kranke würde getrieben, einen festen Punkt zu suchen, der ihm Halt gewähre: «Diese Ergänzung, diese Stärkung und Tröstung findet er nur in einer Idee, ganz ähnlich wie auch der Gesunde unter analogen Verhältnissen.» Und *S. Freud* hat zu einer Zeit, wo noch niemand etwas von Heidegger oder gar von Sartre wußte, noch schärfer von der zerstörten Welt seines Kranken gesagt: «Und der Paranoiker baut sie wieder auf, nicht prächtiger zwar, aber wenigstens so, daß er in ihr leben kann. Er baut sie auf durch die Arbeit des Wahnes. Was wir für Krankheitsproduktion halten, die Wahnbildung, ist in Wirklichkeit der Heilungsvorgang, die Rekonstruktion.» Dazu gelernt haben wir nun nur, daß es nicht unsere alltägliche Welt ist, die nun wieder aufgebaut wird, nicht die allgemeine geographisch-physikalische Welt, sondern die Welt, die zur Person gerade dieses Kranken gehört, und daß darum der Wahn nicht bloß die Welt wieder aufbaut, sondern gleichzeitig das aus den Fugen gegangene Dasein wieder möglich macht.

Der Wahn, nicht das Symptom einer Krankheit, sondern ein Ver-

such zur Heilung! Dies hätte wohl spitzfindig und gesucht unwahr getönt, hätte ich es zu Anfang so dahergesagt, aber jetzt wird man es verstehen ohne lange Worte. Klar wird aber auch, was der Wahn als psychische Erscheinung ist, also die Definition, die wir im Gegensatz zu jener des Aberglaubens klar und scharf fassen können:

Wahn ist ein verfälschtes Urteil, das nicht aus einer Unzulänglichkeit der Sinnesorgane oder des Gedächtnisses oder der Intelligenz oder aus mangelhafter Logik entsteht — alles, was so zustande kommt, ist bloßer Irrtum —, sondern es entsteht aus einer in einer bestimmten Lebenssituation sich meldenden Notwendigkeit. Er sprengt die Welt des Wahnkranken auf, in der er bisher zu Hause war und die in Frage gestellt ist, und macht das Fortexistieren — nicht immer ein glückliches, sondern oft ein qualvolles und geplagtes — möglich, indem er eine neue Welt eröffnet, die nun nur dem Kranken gehört und an der wir nicht teilhaben. Er ist einmalig und einzigartig und darum ist der Wahn im Gegensatz zum Irrtum einer Berichtigung so selten zugänglich. Auch dort, wo die Kranken scheinbar oder wirklich genesen, wird der alte Wahn nicht berichtigt, sondern nur zurückgestellt und verdrängt. Und darum ist endlich der Wahn immer ein Zeichen geistiger Störung. Niemals kommt er bei Geistesgesunden vor, und wird das Wort in Zeitungen oder in Parlamenten doch gebraucht, wenn man irgendeinen Fanatiker, der über seinem sogenannten Ideal die Wirklichkeit vergißt, kennzeichnen will, so ist es ganz falsch am Platz. Er leidet an einer überwertigen Idee, dieser Ernährungspuritaner oder Währungsprophet oder Wirtschaftsapostel oder was immer er ist, der da will, daß alles nach seinem Rezept selig werde oder zugrunde gehe; aber er ist ganz und gar nicht wahnkrank, sondern nur einseitig kritiklos oder unerfahren, also einer, der irrt, aber nicht einer, der mit seinem Wahn das enge Gehäuse eines individuellen Seins durchstößt.

Werfen wir nun hier einen letzten Blick auf den Aberglauben zurück, auf den großen, verhängnisvollen und auf den kleinen, verschämt hinter Ironie getarnten, so erfahren wir über ihn nochmals etwas Neues. Im Aberglauben wird keine neue Welt erschlossen, und die Person wird nicht gewandelt; im Gegenteil, die Lücken der alten Welt werden *verschlossen*, und wir können trotz dem Aberglauben die gleichen bleiben, die wir sind. Er hat nämlich wie die Wissenschaft — mit der er im übrigen in keiner Weise verglichen werden soll — in einem gewissen Betracht die gleichen Ziele. Beide streben darnach, und sie erreichen es auch zu einem schönen Teil, Welt und Erleben zusammenzuschließen, das Geschehen in der Welt berechenbar und beherrschbar zu machen. Berechenbar durch die Erkenntnis; beherrschbar durch die Technik — dies ist

Wissenschaft. Berechenbar durch die Kenntnis der Vorzeichen und Anzeichen und Orakel; beherrschbar durch die Technik der magischen Gesten, der animistischen Zaubersprüche, durch Besprechen und durch Talismane — dies ist Aberglaube. Allein der Abergläubische unterliegt dabei einer Selbsttäuschung: er berechnet nämlich nicht das, was außerhalb in der Natur geschieht und was notwendig und ohne unsere Einwirkung abläuft, sondern in Wirklichkeit mechanisiert er sein eigenes Handeln, mechanisiert und reglementiert er, was sonst seiner freien Wahl anheimgestellt ist. Wenn der römische Feldherr — ich weiß nicht mehr welcher, aber es ist ein historisches Beispiel — am frühen Morgen über die Schwelle stolpert und wegen dieses schlechten Vorzeichens den schon erteilten Befehl zum Angriff widerruft, so hat er vielleicht gut daran getan; denn ein General, der stolpert, ist nicht in Form, um eine Schlacht zu gewinnen. Etwas anderes ist es jedoch, daß er nicht aus Einsicht und aus freiem Entschluß auf den Angriff verzichtete, sondern seine Sicherheit in einem abergläubischen Vorzeichen suchte. Aber gerade dies ist es, weswegen der Aberglaube so beliebt und unausrottbar ist. Er gibt Sicherungen gegen das Unberechenbare, das Zufällige, das Willkürliche, dem wir bei unserem Handeln und Entscheiden begegnen können, begegnen können draußen in der Natur und bei den Mitmenschen, aber auch drinnen in der eigenen Brust. Er macht zwar die Welt um uns und in uns damit enger, er mechanisiert sie, und damit geht natürlich unsere Freiheit des Wählens und Entscheidens verloren; denn es sind ja die Vorzeichen und Zauberformeln, die entscheiden. Aber zu gleicher Zeit sind wir auch entlastet von der Verantwortung; denn eines gibt es ja nicht ohne das andere. Wir sind nur verantwortlich dafür, daß wir die Zeichen beachten und die Gesten gebrauchen, aber nicht dafür, ob wir uns bewähren und uns mit der Tat einsetzen. Und dies empfinden viele Leute als angenehm.

Der Aberglaube kommt also einer allgemein menschlichen Schwäche entgegen, und gerade darum bleibt der Abergläubische innerhalb der alltäglichen wohlbehüteten, stubenwarmen Gemeinschaft, und er fühlt sich darin noch besonders gesichert. Wer aber Wahn bildet, sprengt diese gesicherte Welt und wagt sich hinaus ins Unberechenbare und Willkürliche, aber er überspringt dabei beides, Freiheit und Verantwortung, und stellt sich so außerhalb der Gemeinschaft: hinaus in die Einsamkeit der Geisteskrankheit.

Hier sehen wir in einem Aeüßersten nochmals, wie verschieden die beiden Erscheinungen ihrem Wesen nach sind, die beim ersten Anblick so nahe beieinanderzustehen scheinen.